

Nicola Vollkommer

Leben am reich gedeckten Tisch

*Von Glaubensenttäuschung
zu ganzer Hingabe*

SCM

R.Brockhaus

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM R.Brockhaus ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



1. aktualisierte Auflage 2023 (6. Gesamtauflage)

© 2023 SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Str. 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-brockhaus.de · E-Mail: info@scm-brockhaus.de

Die Bibelverse wurden, soweit nicht anders angegeben, folgender Ausgabe entnommen:

Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen.

Weiter wurden verwendet:

Hoffnung für alle®. Copyright © 1983, 1996, 2002, 2015 by Biblica, Inc.®. Verwendet mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers Fontis – Brunnen Basel. (HFA)
Lutherbibel, revidierter Text 1984, durchgesehene Ausgabe in neuer Rechtschreibung 2006, © 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart. (LUT)
Elberfelder Bibel 2006, © 2006 SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen. (ELB)

Umschlaggestaltung: Miriam Gamper-Brühl, www.3kreativ.de

Titelbild: © Shutterstock/Ardea-studio

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-417-00055-9

Bestell-Nr. 227.000.055

INHALT

Prolog zur neuen Auflage	7
Vorwort	10
Kapitel 1 Der Duft von Kalbsbraten	
Wenn der Glaube enttäuscht	17
Kapitel 2 Das Grillfest am Ufer	
Jenseits des Scheiterns	28
Kapitel 3 Das unterbrochene Mahl	
Wenn alles zerbricht	44
Kapitel 4 Raststätte in der Wüste	
Vom Umgang mit Enttäuschungen	62
Kapitel 5 Das Mahl, das ausfiel	
Der Kampf mit der Finsternis	71
Kapitel 6 Das Erinnerungsmahl	
Die Vergebung nicht vergessen	87
Kapitel 7 Gefüllte Speisekammern	
Vorräte für die Seele	106
Kapitel 8 Einladung zum Mitfeiern	
Diese schwierigen Christen... ..	120
Kapitel 9 Kaffeeduft bei feindlichem Feuer	
Schläge, die schmerzen	136

Kapitel 10 Süßes oder Saures?	
Das umstrittene Buch	154
Kapitel 11 Ein Mahl, das seinen Geschmack nicht verliert	
Lebensfreude durch Zwiegespräche mit Gott	174
Kapitel 12 Das romantische Candle-Light-Dinner	
Heiße Küsse und der Traum vom Himmel auf Erden	192
Kapitel 13 Das Picknick im Zeltlager	
Die Einladung wird weitergegeben	210
Kapitel 14 Der Rest, der es in sich hat	
Loslassen mit Gewinn	228
Kapitel 15 Zurück zum reich gedeckten Tisch	
Sterben mit Zukunft	242
Anmerkungen	256

Kapitel 1

DER DUFT VON KALBSBRATEN

Wenn der Glaube enttäuscht

»Und schlachtet das Kalb, das wir im Stall gemästet haben ...« Und ein Freudenfest begann ... Da wurde der ältere Bruder zornig und wollte nicht ins Haus gehen.

Lukas 15,23–24.28

Die Reaktion ist nachvollziehbar. Seit seiner Kindheit ist dieser junge Mann der mustergültige Sohn, der sich den Erwartungen seines Vaters mühelos fügt. Als stellvertretender Geschäftsführer verwaltet er den familiären Landwirtschaftsbetrieb. Tagsüber weist er Hilfsarbeiter ein, prüft die Milchmenge pro Kuh, führt die Aufsicht über Wartungsarbeiten an Gebäuden und Fuhrwerken, rechnet den Erlös vom Markttag aus. Abends überprüft er den Kassenstand. Nachts träumt er von Wetterturbulenzen und Heuballen. Er ist mit Herzblut dabei, ein Schufter aus Leidenschaft, der seinem Vater jeden Wunsch von den Augen abliest. An dem Tag, an dem sein kleiner Bruder, von Geburt an der klassische Faulenzer, endgültig ausbüxt und seinen Kapriolen als Partylöwe in der Ferne weiterfrönt, hat der ältere Bruder für seine trauernden Eltern wenig Verständnis. Mit dem Auszug des jungen Tunichtguts ist für ihn Reizfaktor Nummer eins entsorgt. Die Bilderbuch-Karriere kann weiterblühen – bis zu jenem Tag, an dem alles anders wird. Töne, die in diesem von Tüchtigkeit geprägten Alltag selten

zu hören sind, erklingen vom Familienhaus. Düfte von Gewürzen und gebratenem Fleisch, Klänge von Musik und Gelächter füllen die Luft. Das halbe Dorf ist mit Luftballons und Wunderkerzen eingetroffen. Der Vater, außer sich vor Freude, rennt aus dem Haus, um seinem älteren Sohn die gute Nachricht zu überbringen: Der abtrünnige Nichtsnutz ist zurück!

Ein Ereignis. Unterschiedliche Reaktionen. Der ältere Bruder ist sprachlos vor Empörung. Im Handumdrehen geraten seine geordneten Strukturen aus den Fugen. Er wird mit etwas konfrontiert, das in seiner zugeknöpften Welt keinen Platz hat: ausgelassene Freude. Jahrelang angestauter Frust, der unter der Oberfläche brodelte, platzt in dem einen Satz heraus: *»All die Jahre habe ich schwer für dich gearbeitet und dir nicht ein einziges Mal widersprochen, wenn du mir etwas aufgetragen hast. Und in dieser ganzen Zeit hast du mir nicht einmal eine junge Ziege gegeben, um mit meinen Freunden ein Fest zu feiern«* (Lukas 15,29). Wer von uns fühlt nicht mit, widerspricht diese Geschichte doch jedem gesunden Menschenverstand. Sie macht eine Lachnummer aus dem primitivsten ABC einer vernünftigen Pädagogik. Immerhin hat der ältere Sohn das Getreide eingesammelt, aus dem das Mehl für die Festtorte entstanden ist. Das Kalb gezüchtet, das jetzt geschlachtet wird. Den Tisch gezimmert, auf dem die Leckereien ausgebreitet sind, mit denen die Rückkehr des Quertreibers gefeiert wird. Seit Menschengedenken erfüllt der ältere Bruder seine Pflicht bis aufs Letzte. Und jetzt wird der belohnt, der es am wenigsten verdient hat. Wie muss er sich an den Rand gedrängt, übersehen, betrogen fühlen!

... und ich?

Es ist eins der traurigsten Bilder in der Bibel. Ein Bild, das auch heute in christlichen Kreisen häufig vorkommt. Der Mitarbeiter

Gottes, der mit verschränkten Armen an der Tür zum Saal steht und missmutig auf das Treiben der Partygäste blickt. »Und ich? Was hat mir meine Mühe für Gott gebracht?« Meist gibt es, wie beim älteren Bruder in der Geschichte, irgendeinen Auslöser, der das Fass zum Überlaufen bringt.

»Nur weil ich keine Szenen mache und kein Typ für große Emotionen bin, wird der andere bevorzugt.« – »Nur weil ich einmal ordentlich auf den Putz gehauen und meine Meinung gesagt habe, werde ich nicht mehr beachtet.« – »Nur weil ich keine aufreißende Show bieten kann, wollen die Jugendlichen einen anderen Leiter.« – »Nur weil ich an dem Tag keine Zeit hatte, werden die anderen jetzt gefragt.«

In diesem »nur weil« steckt eine Menge Herzblut und Frust, oft jahrelange Mühe und Arbeit. Es gibt kaum ein schmerzvolleres Gefühl als das, von Gott und Menschen zur Seite geschoben zu werden. Oder gar für die Mühe, die man sich gemacht hat, bestraft zu werden. Anklänge daran finden wir auch in der Klage des Psalmisten: *War es denn völlig umsonst, dass ich mein Herz rein hielt und kein Unrecht beging?* (Psalm 73,13). Es ist das nagende Gefühl: »Hab ich nur meine Zeit verschwendet? Bin ich doch auf der falschen Spur gelandet?«

Die verbalen Messerstiche, die mit dieser Geschichte direkt ins Herz der damaligen Gemeindenkultur der Pharisäer gehen, sind für Jesu Publikum nicht zu überhören. Das Wertesystem, das Gott im Alten Testament für sein Volk verordnet hat, ist kalt und herzlos geworden. Dabei steht für Jesus nie zur Debatte, dieses System an sich infrage zu stellen. Er respektiert wie kein anderer die Ordnungen Gottes. Er ist nicht gekommen, um das Gesetz abzuschaffen, sondern um es zu erfüllen. Das Problem ist nicht das Gesetz selber. Das Problem ist das Gesetz in den falschen Händen. Das Gesetz als Machtkeule gegen Mitmenschen. Das Gesetz als Liste von Ver-

haltensnormen, die äußere Anpassung fordern und nicht innere Überzeugung. Das Gesetz als Mittel, Gott günstig zu stimmen.

Mit seiner provokativen Erzählung über die zwei Brüder legt Jesus seinen Finger auf eins der Kernprobleme des gefallenen Menschen, vor allem des religiösen gefallenen Menschen. Der Fehler des älteren Bruders ist nicht der Fleiß, mit dem er bis tief in die Nacht seine Einnahmen und Ausgaben überprüft und sich bemüht, recht zu leben. Die Bibel ist voll von Dingen, die wir richtig machen sollen, um unseretwillen und um unserer Mitmenschen willen. Das Problem ist seine Haltung. Sein zwanghaftes Bemühen, durch seinen Dienst Punkte zu erlangen. Seine Arbeit für den Vater als einen Mechanismus zu verwenden, den er selber bedienen kann, um Gegenleistungen zu bekommen. Kein Wunder, dass seine Welt plötzlich kopfsteht. Er hat die Arbeit geleistet, der Schwänzer wird belohnt.

So wird er zum Getriebenen, der zwischen Überheblichkeit und Minderwertigkeit hin- und herpendelt, zwischen Verachtung für den Unterlegenen und Argwohn dem gegenüber, der scheinbar das bessere Los gezogen hat. Der schnell auf den Gedanken kommt, dass sein Vater ihn auf dem Kieker hat. Der Angst hat, zu kurz zu kommen. Die Rückkehr seines Bruders reicht, um das Fass zum Überlaufen zu bringen.

Nichts dämpft die Stimmung in einem Festsaal mehr als eine grimmige Miene an der Tür. Der, der in der Zwangsjacke einer Leistungsfrömmigkeit lebt, will auch andere einengen. So werden Festgesellschaften zu Stressgehegen, in die sich unterschwellige Punktesysteme so lautlos hineinschleichen, dass wir sie manchmal gar nicht bemerken. Gerne bezeichnen wir diejenigen als geistlich, die unsere Vorlieben und Abneigungen teilen, die gleichen Lieder und Prediger mögen, die gleichen Kongresse besuchen, den gleichen geistlichen Trends nachlaufen, sich über die gleichen Dinge

aufregen wie wir. Solche belohnen wir mit unserer Freundschaft, auf die anderen blicken wir herab.

»Komm zu Jesus, und es geht dir gut!«

Der ältere Bruder ist ein Erfolgschrist. Er würde bei einer Predigt zustimmend nicken, in der vermittelt wird – wenn auch in verschlüsselten Botschaften –, dass der erfolgreiche Christ der ist, der für seinen guten Lebensentwurf belohnt wird und dies freudig bezeugen kann. Der den Stein der Weisen, den Schlüssel zum geistlichen Sieg, gefunden hat. Aber was, wenn der Lohn plötzlich ausbleibt? Wenn er nichts vorzuzeigen hat, was öffentlichkeitswirksam ist? Wenn er trotz aller Arbeit nicht bekommt, was nach seinen Vorstellungen sein vermeintlich gutes Recht wäre?

Demut und Ehrfurcht vor dem Herrn führen zu Reichtum, Ehre und Leben (Sprüche 22,4), verspricht der Schreiber der Weisheitsbücher. Das Verlangen, Menschen Gutes zu tun, ist ein wesentlicher Charakterzug Gottes. Auf ein üppiges Entgelt für ein Leben als Christ darf der Diener Gottes mit Recht hoffen. Überall in der Bibel werden die Segnungen und die »Wohltaten des Herrn« lautstark verkündigt (Psalm 118 und 138; 2. Mose 15,1). Alltagsfreuden wie der Tau auf dem Gras, ein schöner Sonnenuntergang, das Brot auf dem Tisch, Geld, um die Rechnung für die Heizung zu bezahlen. Oder besondere Segnungen wie eine Gehaltserhöhung, eine Hochzeit, ein Baby, eine neue Wohnung. Keine Freude, auch in unserem Leben, ist zu unbedeutend, um überschwänglich gefeiert zu werden. Allerdings nicht eins zu eins als Vergütung für erbrachte Leistungen.

Auch von Tagen, an denen Gottes Güte weder spürbar noch sichtbar ist, berichten unzählige Passagen in der Bibel. Sie sind dem Gebrüll der Verzweifelten, dem Stöhnen der Verzagten, dem Wehklagen der Trauernden gewidmet. Einen ergebnisorientierten

Glauben, der lückenlos funktioniert, bietet die Bibel nicht. Corrie ten Boom schrieb einmal:

Offt habe ich Leute sagen hören: »Schaut doch, wie gut Gott ist: Wir haben um schönes Wetter für unseren Gemeindeausflug gebetet, und nun seht, welch wundervollen Sonnenschein er uns geschenkt hat!« Ja, Gott ist gut, wenn er uns schönes Wetter schickt. Aber Gott war auch gut, als er zuließ, dass meine Schwester Betsie vor meinen Augen in einem deutschen Konzentrationslager verhungerte. Ich erinnere mich an eine Situation dort, in der ich sehr entmutigt war. Alles um uns herum schien in Finsternis getaucht zu sein. Und dunkel war es auch in meinem Herzen. Ich erwähnte Betsie gegenüber, es schiene mir, als ob Gott uns vergessen hätte. »Nein, Corrie«, sagte Betsie, »das hat er ganz bestimmt nicht! Denk an sein Wort: ›Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, so hoch ist seine Huld über denen, die ihn fürchten.«

Psalm 103,11'

Wer sein Lebensglück als unverdientes Geschenk empfängt, wird gesegnet. Wer sein Lebensglück als wohlverdientes Recht betrachtet, wird enttäuscht. Wie der ältere Sohn im Gleichnis. *Weil Gott so gnädig ist*, mahnt der Apostel Paulus in seinem Schreiben an die Gemeinde in Ephesus, *hat er euch durch den Glauben gerettet. Und das ist nicht euer eigenes Verdienst; es ist ein Geschenk Gottes* (Epheser 2,8).

Vielleicht denkt Paulus an den älteren Sohn, während er diese Worte schreibt. An den Mann, der selber bestimmen will, wie der Vater ihn zu segnen hat. Es ist nicht so, dass er prinzipiell gegen Feste wäre. *»All die Jahre habe ich schwer für dich gearbeitet ... und in dieser ganzen Zeit hast du mir nicht einmal eine junge Ziege gegeben,*

um mit meinen Freunden ein Fest zu feiern« (Lukas 15,29), klagt er in seiner Verbitterung. Das Missverständnis liegt in der Definition eines Festes. Stellt er sich vielleicht eine Art Betriebsfeier vor? Sektflaschen und Ehrenreden für fleißige Angestellte, Bonusse als Anreiz für weitere gute Leistungen? Gute Publicity für die Firma? Ein kollektives Sich-auf-die-Schulter-Klopfen? Gelungene Frömmigkeit hochleben lassen?

Das Dumme ist, genau das hätte er haben können. Er ist nicht der Benachteiligte, für den er sich gerne hält, sondern der Bevorzugte. *»Wir stehen uns sehr nahe, und alles, was ich habe, gehört dir*« (Lukas 15,31), redet sein Vater auf ihn ein. Er hat eine Flatrate-Einladung in den Festsaal des Vaters, er hätte seine Freunde zu jeder Zeit zu einem Fest einladen können. Der Vater sehnt sich nach einer innigen Beziehung, auch mit ihm. Der Vater macht sich in gleicher Weise auf, um nach ihm zu schauen, wie er nach seinem jüngeren Sohn Ausschau gehalten hat. Der Missmut ist völlig fehl am Platz. Sein Gefühl *»Mir hat das Ganze nichts gebracht*« liegt in seiner Wahrnehmung. In dem Vergleich mit dem Bruder. Im unterschweligen Bewusstsein, dass ihm in seiner wasserdichten Frömmigkeit doch etwas fehlt.

Enttäuschung ohne die Bereitschaft zum Umdenken ist kein guter Ratgeber, sie verzerrt das Bild. Sie hat etwas Unersättliches an sich. Sie sucht instinktiv nach einem Sündenbock und erzeugt ungerechte Feindbilder. Auch die Befriedigung ihrer Wünsche macht sie nicht glücklich. Irgendwann wird sie zu einem Lebensstil, bis hin zur Sucht. Wer die Enttäuschung hegt und pflegt, übersieht wichtige Fakten, um die eigene Sicht der Dinge zu rechtfertigen, um ja nicht sagen zu müssen: *»Ich hatte unrecht.*«

Der jüngere Sohn hat alles verbockt, und er weiß es. Er hat auf Kosten des Vaters in Saus und Braus gelebt, das hart erwirtschaftete Vermögen verprasst. Das Schicksal hat ihn eingeholt, Endstation

Schweinestall. Tiefer geht es für einen frommen Juden nicht. Alles, was mit Schweinen zu tun hat, ist den Juden ein Gräuel. Schweinefutter essen? Schweinemist auskehren? An jeder Stelle der Geschichte wird ein gutbürgerlicher jüdischer Magen sich umgedreht haben. Jesus hätte auch einen Kuhstall oder Hühnerstall nehmen können. Wenn er absichtlich schockieren wollte, ist es ihm gelungen. Egal, was der Junge bringt, es wird nie genug sein, um sein vermässeltes Leben wieder auf Kurs zu bringen. Geistlich, begabt, gesalbt, kraftvoll, cool, authentisch, theologisch, tüchtig genug zu werden: das kann er jetzt vergessen. Er hat nichts zu verlieren.

Das Verhalten des Vaters, der seinem abtrünnigen, unappetitlich riechenden Jungen entgegenrennt, sich schweißgebadet und leidenschaftlich auf ihn stürzt, ihn abküsst und begeistert ins Haus holt, muss für die Pharisäer schockierend sein. Der Gott des Volkes Israel, der Inbegriff von Heiligkeit, der zwischen den Cherubim thront? Das verzehrende Feuer, das den Anblick von Sünde nicht erdulden kann? So außer Rand und Band? So unprofessionell? Für einen Frevler, der ihm nur Schaden zugefügt hat?

Ja, so ist Gott. Der himmlische Arzt, der für die Kranken und nicht für die Gesunden gekommen ist, stellt sich vor. Der Gott, der seine Mittagspause an staubigen Straßenrändern verbringt, an denen Bettler nach Almosen schreien. Der sich an Spielplätzen aufhält, wo Mütter auf der Bank sitzen und über Kochtöpfe und Geburtswehen plaudern, während ihre Kinder spielen. Er unterbricht seine Reise an einem Brunnen, aus dem eine berüchtigte Frau Wasser holt. Er stochert im Sand an einer Hinrichtungsstätte und spricht eine Sünderin frei, hält an Straßenschranken an, an denen Steuereintreiber ihre krummen Geschäfte treiben, und lädt sie zu einer geselligen Runde in der Kneipe ein. Er taucht ausge-rechnet an den Orten auf, an denen die geistliche Elite seiner Zeit ihren Gott am wenigsten erwarten würde.

Und ebendort, wo gebrochene Menschen nach Schweinemist stinken. Er bringt gängige Definitionen von Mühe und Lohn ins Wanken. Er lädt in eine Welt ein, in der die Letzten die Ersten sind, empfiehlt Kinder als Experten in geistlichen Angelegenheiten, bezeichnet Arme, Hungrige, Durstige und Verlierer als Gewinner. Er schenkt Gunst nicht dort, wo Menschen etwas für ihn leisten, sondern dort, wo sie nichts mehr leisten können. Und verkündet jenen Heil, die ihre Versuche, das Heil zu erlangen, an den Nagel hängen und mit einem stöhnenden »Kyrie eleison« (»Herr, erbarme dich«) kapitulieren.

In seinen drei kurzen Dienstjahren kennt Jesus nur zwei Kategorien von Menschen: Sünder, die wissen, dass sie Sünder sind, und sich auf seine Gnade werfen, und Sünder, die meinen, sie seien Gerechte. Diese nageln ihn schließlich ans Kreuz.

Schweineställe in verschiedenen Varianten

»Manchmal beneide ich die Christen, die so eine dramatische Lebensgeschichte haben«, klagte eines Tages meine Tochter. »Ist deine nicht dramatisch?«, fragte ich sie. »Keine Drogen, keine Bettgeschichten, kein Alkohol, keine Tattoos oder Piercings, keine sensationelle Umkehr aus einem vergammelten Leben zum Glauben an Jesus. Eigentlich habe ich nichts zu erzählen! Keine Vorher-nachher-Dramatik. Ich machte schon immer alles, was ein braver Christ so macht. Sonntagsschule, Bibel lesen, beten, spenden, zum Jugendkreis gehen ...« »Sei froh drum«, sagte ich, leicht eingeschnappt. »Man muss nicht in jede Scheiße getreten sein, um zu wissen, dass sie stinkt.« Das war der Standardspruch unseres Jugendleiters. Aus meinem Mund klang er gekünstelt. Über das darauf folgende Gespräch zum Thema »Schweineställe« grübelte ich lange nach.

Es gibt solche und solche Schweineställe. Die, die dramatisch stinken, aus denen der Schlamm von allen Seiten förmlich herausquillt. Dem, der dort seine Zeit abgesehen hat, geht sein Geruch voraus und seine Herkunft sieht man ihm an. Dann gibt es die unsichtbaren Schweineställe, die inneren, verdeckten, überspielen. Laut der Bibel sind sie die gefährlicheren. In so einen hatte sich der ältere Sohn verirrt. Der Schlamm und der Mist haben Namen wie Stolz, Neid, Besserwisserei, Rechthaberei, Ansprüche, Eitelkeit. Sie sind besonders heimtückisch, weil sie nicht auf den ersten Blick erkennbar sind. Erst recht nicht für die, die in ihnen drin hocken. Nach außen hin wirken sie so vornehm.

Muss man also einen Abstecher in den Schweinestall machen, bevor man sich des Kalbsbratenduftes in Gottes Festsaal erfreuen kann? Nein, man muss erkennen, dass man in einem Schweinestall sitzt – schon die ganze Zeit.

Nach einer Serie von selbst gemachten Katastrophen trifft der rebellische jüngere Bruder eine richtige Entscheidung. Er macht sich auf, um nach Hause zu kommen. Er setzt alles auf eine Karte: die Vergebung des Vaters. Alle weiteren Segnungen sind Folgen dieses entscheidenden Schrittes. Er lässt sich beschenken, ankleiden, speisen. Ihm muss man nicht erklären, dass seine Hose, seine Jacke und seine Strümpfe verseucht sind »wie ein beflecktes Kleid« (Jesaja 64,5; ELB).

Eine zweite Sache macht er richtig. In seiner fleißig geprobten Bußrede, die sich in der Begegnung mit dem Vater als überflüssig erweist, sagt er: »*Mache mich zu einem deiner Tagelöhner!*« (Lukas 15,19; LUT). In diesen zwei kleinen Worten – »Mache mich« – steckt eine tief greifende Sinnesänderung. Die Geschichte fing mit zwei anderen kleinen Worten an: »Gib mir.« »*Gib mir den Teil des Vermögens, der mir zufällt!*« (Lukas 15,12; ELB). Eine »Gib mir«-Gesinnung, an der der ältere Bruder nach wie vor festhält. »Gib

mir«-Hände sind in Gottes Welt noch nie gut angekommen. »Mach mich«-Hände haben sich dagegen schon immer im festen Griff der warmen Hände Gottes wiedergefunden. Eine Seele, die formbar wie Ton in den Händen eines Töpfers ist, hat bei Gott eine Heimat.

Dieser Vater will keine Mitarbeiter, die ein Betriebszeugnis an der Tür des Festsaals präsentieren. Er will Söhne. Im Gewand gekleidet, das vom Vater geschenkt wird. Nicht Linientreue, sondern Familienähnlichkeit. Nicht ein kollegiales Nebeneinander, sondern ein leidenschaftliches Miteinander. Er will die Wiederherstellung der Zurückgekehrten, nicht die Leistungen der Angepassten.

»Du solltest aber fröhlich und guten Mutes sein; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden« (Lukas 15,32; LUT). Schwingt hier der Gedanke mit, dass auch der tugendhafte Sohn wieder lebendig werden soll? Der dringende Appell, den Freudentag mitzufeiern, ist eine Einladung auch an ihn, aus dem Tod ins Leben zurückzukehren. Der Ausgang der Geschichte bleibt offen. Kehrt der ältere Sohn zurück nach Hause, oder bleibt er mit hängendem Kopf und geballten Fäusten draußen auf dem Feld? Bekennt er seine Rettungsbedürftigkeit oder hält er stur an seiner Selbstgerechtigkeit fest?

»All die Jahre habe ich schwer für dich gearbeitet«, klagt der aufgebrauchte Mann. Der Vater kontert nicht mit einer Erklärung zum Verhältnis von Mühe und Lohn, sondern mit einer warmen, besänftigenden Hand auf dem Arm seines Sohnes. Mit einer Einladung zurück in die warme Stube, dorthin, wo Söhne und Töchter feiern, danken, wo der Vater sie aus seinem Überfluss beschenkt und mit Freude überschüttet (Psalm 36,9). Der Sohn wird vom Himmel geküsst. Genauso wie sein jüngerer Bruder. Was er daraus macht, erfahren wir nicht. Was andere biblische Helden daraus gemacht haben, können wir an vielen Stellen in der Bibel nachlesen. Wichtig ist, was wir selber daraus machen.